

Feuilleton.

Mutterglück.

Am Herde sitzt in stummen Schmerzen
Der Vater hier, die Mutter dort,
Entfremdet hatten sich die Herzen,
Sie tauschten lang kein liebend Wort.

Da kommt ihr Kind hereingesprungen
Und „Vater“ ruft's mit weichem Laut,
Es hat sich auf sein Knie geschwungen
Und traurig ihm ins Aug geschaut

An seinen unschuldvollen Blicken
Ist bald das Vaterherz erwarmt,
Er kann die Tränen kaum erstick'n,
Und hält das Schöhnchen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es
Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie,
Ihr halb erkaltet Herz bezwingt es,
Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpfet auf und nieder,
Begegnet sich ihr Blick voll Harm,
Und sieh, die Lieb entflammt sich wieder,
Sie liegen sich versöhnt im Arm.

Der letzte Novize in Andechs

Erzählung von Benatz Müller

Fortsetzung.

Entsagen.

Als Hugo aus Unkenntnis der Dertlichkeit in den Würm-See stürzte, ließ er vor Schreck sein Rüstchen fallen. Aber es war nicht an der Zeit, sich darüber zu grämen; er mußte mit dem Wasser um sein Leben ringen. Weil er jedoch gut schwimmen konnte, hielt er sich mit leichter Mühe oben, denn der See war friedlich; seine Wellen schliefen. Nachdem sich also Hugo von dem ersten Schreck erholt hatte, war es ihm weit lieber in dem nassen Bette des Sees zu liegen, als in der Gewalt der Werber. Er schwamm hart am Ufer hin, um im Notfall ans Land zu gehen, wenn ihn seine Kräfte verlassen sollten.

Noch keine Viertelstunde war Hugo im Wasser, da trat der Mond hinter dem Wolkenvorhang hervor und stieg hell am Himmelsbogen hinan und der See ward silbern.

Bald hörte er auch von fernher ein abgekniffenes Plätschern, wie Ruder-schlag, und es währte nicht lange, so tauchte an seinem Gesichtskreise eine phantastische Gestalt auf, die Anfangs über dem See zu schwimmen schien. Das Ding kam näher. Der Schwimmer erkannte eines der eigentümlichen primitiven Fahrzeuge der Alpenseen: den Einbaum. Ein Mann saß darin und ruderte.

Hugo rief ihn an: der Einbaum hielt auf ihn zu und bald war er an Bord. Ganz erstarrt vor Frost — an der Luft fror ihn noch mehr als im Wasser — vermochte er kein Wort zu sprechen. Der Fischer warf ihm den eigenen abgeschabten Mantel um die triefenden Kleider und reichte ihm eine schmale, großbauchige Flasche.

„Enzian!“ sagte er gutmütig, ohne die Tabakspfeife aus dem Munde zu nehmen.

Hugo hielt die Flasche mit beiden Händen — so zitterte er — an den

Mund und tat einen langen Schluck. Bald drang eine belebende Wärme durch die steifen Glieder. Das Zähneklappern verminderte sich und er vermochte zu sprechen.

„Ich danke Euch, braver Mann!“ war sein erstes Wort.

„Mit Ursach,“ erwiderte dieser und qualmte wie ein Ofenloch dabei. „Se! döz ist Dir an Enzian! An alter vom Schliersee! Noa miserabeler Geißelstecken! Noch'n Schluck!“

Hugo trank abermals. Der Mann sah ihm behaglich zu und nahm dann gleichfalls ein erschreckliches „Schluck“, ehe er die Bauchige wieder zu sich steckte.

„Aber schau, wie kommst denn Du ins Wasser bei der Dunkelheit?“ fragte er nun.

Hugo erzählte sein Abenteuer mit den Werbern und bat den Mann, ihn an die andere Seite des Sees zu fahren, um den Werbern nicht noch einmal zu begegnen.

„Recht hast; wir fahr'n nach Berg; und morgen in aller Früh bring i Dir's Ranzel über'n See. Ja, die Malefiz-Werber, wie die in unserm Bayernland hausen!“ Grimmig ballte er seine Fäuste und stieß ganze Wolken von Rauch aus seinem Munde.

Da kam Etwas auf dem Wasser geschwommen.

„Mein Stock!“ rief Hugo freudig und langte ihn herein.

„Mit dem hast die Werber heimge-leucht? Döz ist gescheit, daß der da ist.“

Rasch glitt der Einbaum über den See. Hugo gedachte wehmütig seines verlorenen Schatzes.

„Sei's drum,“ murmelte er, sich selber tröstend; „mag er liegen in den dunkeln Wasserkammern des Sees, wie der Nibelungen Hort in denen des Rheins.“

„Was moanst?“ rief der Fischer.

„Ich glaube, das Dunkle da drüben ist Berg?“

„Berg.“

Einige Minuten nachher knirschte der Kies unter dem Einbaum: man war am Lande. Der Fischer führte den Jüngling in das Wirtshaus daselbst, wo dieser freundlich aufgenommen und mit trockenen Kleidern versehen ward.

Nach der Mühsal des Tages schlief Hugo einen gesunden Schlaf. Die Sonne stand noch sehr nieder, als schon sein treuer Führer den Ranzel von Starnberg brachte.

„Und tausend Grüße vom Rother!“ sagte er, eine Grimasse schneidend, die bei ihm ein Lächeln bedeutete.

Der Jüngling ward rot bis ins Weiße der Augen.

„Ich danke von Herzen,“ sagte er kleinlaut und machte sich mit dem Ranzel zu schaffen.

„So! und jetzt b'hüt Gott!“ Dabei wollte der Fischer fortgehen. Hugo hielt ihn zurück und suchte ihm mit Gewalt einen bayerischen Taler in die Westentasche zu schieben. Der Mann blieb steckensteif stehen und sagte: „Sie hat a Loch.“

„So nehm't's in die Hand,“ bat Hugo; „seht, es ist ein Frauentaler, nagelneu. Legt ihn als Andenken zum Schatzgeld Eurer Kinder.“

„I' hob kua Kind nit,“ erwiderte der hartnäckige Alte, kein Glied rührend.

„Dann gebt ihn Eurer Frau!“

„I' bi' scho fußzeche Jahr Wittiber!“

„Aber was wollt Ihr denn sonst?“ rief Hugo in komischer Verzweiflung.

„Gibst mir halt Dein Stecken, mit dem Du die Werber so schön heimleuchtest. Vielleicht daß ich's doch noch der-leb', daß wir die Fraß' aufsi hausen.“

Hugo gab ihm gerührt den Stock und schüttelte ihm die Hand mit inniger Nachachtung.

„Aber jetzt b'hüt Gott!“

Damit trabte der Fischer zum Hause hinaus, weder rechts noch links sehend.

Hugo konnte erst gegen Mittag sich auf den Weg nach München machen, weil seine Kleider nicht eher trocken waren.

Mit dem sinkenden Tag kam er in der bayrischen Hauptstadt an; und da er daselbst schon früher gewesen, quatierte er sich in einem anständigen Gasthaus ein.

Am nächsten Tage fand er auf der Post ein für ihn daselbst hinterlegtes Paket, in welchem ihm sein Vater einen liebevollen Brief nebst einer ansehnlichen Geldsumme schickte, um seine Studien wieder an einer beliebigen Universität fortzusetzen.

Die österreichischen Werber hatten Hugo Bayern gründlich verleidet. Auch die andern deutschen Kleinstaaten glichen bei den damaligen politischen Zuständen Handelshäusern, bei denen der Bankrott stündlich zu erwarten steht. Er begab sich darum nach Halle ins Preussische und studierte da die Natur-Wissenschaften und Medizin mit einem Eifer, der bezeugte, daß er das Studium als einen geistigen Genuß, nicht als Mittel zum Broderwerb betrachtete.

Drei Jahre vergingen so. Das deutsche Reich, schon längst durch der Fürsten Schuld ein jämmerliches Brack im Völkermeere, war endlich bis auf die letzten Planken zertrümmert. Der deutsche Genius floh von der heimischen Erde, die dem Fremden zinsbar war. Während aber den edelen Männern im Volke über die Entwürdigung Deutschlands der Gram im Herzen nagte, ward dieselbe Entwürdigung der Nation den Fürsten die Stufe zu höherem Rang.

Das ging besonders den gebildeten deutschen jungen Männern tief zu Herzen. Zu ihnen gehörte Hugo. Er war jetzt mit allen akademischen Ehren zum Doktor der Philosophie und Medizin promoviert worden. Seine Promotions-schrift hatte die Aufmerksamkeit der Männer vom Fache erregt. Nichts hinderte ihn, sich als Privatdozent in Halle zu habilitieren.

Da brach der Krieg zwischen Preußen und Frankreich aus und Napoleon zerquetschte die preussische Macht, die längst einem mit Wind gefüllten Schlauche glich, mit einem einzigen Faustdruck bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806.

Nun packte der junge Doktor seinen Koffer, auf den Lehrtstuhl einer Hochschule verzichtend. War ja doch das Wort, der Gedanke jedes freien Mannes von französischen Spionen belauscht. Er wollte sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen, sich ganz seiner Kunst widmend, bis das Morgenrot des Außer-

stehungstages für Deutschland anbreche.

In der letzten Stunde seiner Abreise langt ein Brief an, schwarz gefiegelt. Von banger Ahnung erfüllt, reißt Hugo mit zitternder Hand das Siegel ab; sein Blick fliegt über die Zeilen.... Der starke Mann bricht zusammen vor Schmerz, sinkt auf einen Stuhl und weint.... weint heiße Tränen der Kindesliebe. Er hatte keinen Vater mehr.

Nach dem Ausbruch des ersten wilden Schmerzes erhob er sich gefaßter.

„So ist denn das letzte Band gerissen, das mein Herz an die Welt geknüpft hielt. O! Wie wohl wäre mir in jener trauten Zelle zu Andechs!“

Sein Blick blieb an der Wand haften, wo ein Kruzifix von Gips hing, wie er es in Andechs gehabt hatte. Auch dieselben Worte hatte er darunter setzen lassen, die an der Wand des Vorplatzes zu den Gemächern des Abtes standen. Damals vor fast sieben Jahren, als er mit banger Gefühlen der Audienz des Abtes harnte, hatten ihn jene Worte so wunderbar ermutigt. Und er las jetzt laut mit feierlicher Stimme:

„Verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Oder glaubst du, dem Kreuze zu entrinnen, dem noch Keiner der Sterblichen hat ausweichen können?“

Einige Minuten noch sah er starr nach dem Kreuzbilde. Endlich wandte er sich ab und sagte leiser, aber entschlossen:

„Entsagen! Das sei die Parole meines Lebens.“

Fortsetzung folgt.

Nächtlicher Schrecken.

Von Marvin Dana.

I.

Frau Bartlett legte zitternd die Zeitung, in der sie gelesen, auf den Tisch.

Der Wind rüttelte an den Fensterläden, daß sie erschreckt aufsprang.

Jeder Nerv bebte in ihr vor Furcht. Es war schon schlimm genug gewesen, als die Nacht hereinbrach, doch jetzt schlug es elf, und ihre Angst schien mit jeder Minute zu wachsen, die der große Uhrzeiger weiter deutete.

Die Zeitung enthielt so schreckliche Nachrichten. In der vorhergegangenen Nacht war eine Dame in ihrem einsam gelegenen Hause von einem Einbrecher überfallen worden. Schwer verletzt hatte man sie am Morgen aufgefunden, an ihr Aufkommen wurde gezweifelt. Der Bericht war keine angenehme Lektüre, am wenigsten für Frau Bartlett, angesichts ihrer gegenwärtigen Lage.

Sie befand sich allein im Hause, kein Nachbar in der Nähe, da die Villenvorstadt noch wenig ausgebaut war. Die Telephonleitung sollte erst hergestellt werden.

Sollte es einem Einbrecher in den Sinn kommen, hier nach Beute zu suchen, so würde sie ihm vollständig ausgeliefert sein.

Frau Bartlett war erst seit drei Monaten verheiratet. Ihr jetziges Heim